

Zeitschrift: Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch
Herausgeber: Verein Schweizerdeutsch
Band: 15 (2007)
Heft: 1-4

Artikel: Neues von der Forschungsfront : Schweizerisches Idiotikon, Band XVI
Autor: Egli, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und stuuned di ganz Pracht rundume zfriden aa. „En grüene Tuume häsch!“ rüemt de Walti siini fliissig Frau und verschüücht ere zum Dank jedi fräch Flüög[e] (Fliege), Brèèm[e] (Bremse) und d Schnaagge (Schnake).

Und im Hèrbscht? Dän lüüchtet de Chriesbaum wien e groosses Füür. De Walti günt di riiffe Öpfel und Bire und passt debii uuf, das en ekäs Wäschpi (Wespe) sticht. I der Räblaube chan er go wüme (Wein lesen). Derzue git s vil Escht an Obschtböime z schniide. De Raase mues namaal gmèèet und s Laub, wo s abewindet, grächet sii.

Nu im Winter chönd die Zwäi vom Gärtnere, vom vile Pucke (bücken), Chnüündle (knien), Abehuure (kauern) uusruebe (ausruhen). Wänn s aber gscheinheit hät, stuuned s wider zum Fäischter uus i di wiiss anezauberet Wält!

Schweizerisches Idiotikon, Band XVI:

NEUES VON DER FORSCHUNGSFRONT

Die Hefte 212–214 im Überblick

Naher 150 Jahre sind es her, seit der unvergessene Friedrich Staub von Männedorf mit Unterstützung durch die Antiquarische Gesellschaft in Zürich die Arbeit zur Schaffung des «Schweizerischen Idiotikons» aufnahm, um zwanzig Jahre später, im Jahre 1881, zusammen mit dem Ap-

penzeller Ludwig Tobler die erste Lieferung des seither legendär gewordenen Monumentalwerks herauszugeben. Seit jenem Moment, da kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts der entscheidende patriotische Funke gesprungen war, sind Staubs und Toblers Nachfolger ununterbrochen am Werk, unermüdlich, mit höchster Kompetenz und beispielhafter Hingabe bemüht, den gigantischen Sprachschatz der deutschen Schweiz in dem inzwischen auf fünfzehn Bände angewachsenen *opus magnum* festzuhalten und das Werk einem glücklichen, nicht mehr allzu fernen Abschluss entgegenzuführen. Die Arbeit am 16. Band, der sich wie schon der 15. den mit W- beginnenden Wörtern widmet, ist zur Zeit weit fortgeschritten und dürfte sich im laufenden Jahrzehnt allmählich der Vollendung nähern.

Seit eh und je erscheint das Idiotikon in Form von einzelnen, in regelmässigen Abständen publizierten Heften im Umfang von 64 Seiten. Dank dieser Erscheinungsweise hat jeder, der sich für das Forschungswerk par excellence interessiert, immer wieder Gelegenheit, sich über den Stand der Wörterbucharbeit zu unterrichten, Mal um Mal daraus neue Einsichten zu gewinnen und vertieftes Wissen über unser höchstes Kulturgut, unsere Sprache, zu schöpfen.

Die wissenschaftlichen Artikel in den nachstehend zu würdigenden Heften 212 - 214 sind von den Redaktoren Hans-Peter Schifferle (Leitung), Thomas Arnold Hammer, Niklaus Bigler, Andreas Burri, Christoph Landolt und Hans Bickel verfasst worden.

Wirbel: ein Wort, viele Bedeutungen

Das Stichwort *Wirbel* ist aufs engste mit der Vorstellung einer Drehbewegung verbunden, sei es eine solche in der Luft oder im Wasser. Das Wort hat aber auch eine ausgeprägt rhythmisch-akustische Seite, die sich im schnellen Schlagen der Trommel (dem Trommelwirbel) manifestiert. Weit verbreitet ist *Wirbel* als Bezeichnung der spiralförmigen Anordnung der Haare auf dem Kopf. Leute, die zwei Haarwirbel haben, stehen nach dem Volksglauben im Geruch, intelligent, reich, böse, trotzig oder selbstmordgefährdet zu sein... Der Wirbel ist aber auch terminus technicus für allerlei mechanische, einer Drehbewegung dienende Vorrichtungen, sei es eine Kurbel, ein Türriegel, der Handgriff der Sense usw. Von seiner konkreten Grundlage aus hat der Ausdruck eine erstaunliche Vielfalt von Bedeutungen erlangt, die sich allmählich von ihrer räumlich-dinglichen Basis entfernen und «spiralenhafte» seelische Zustände wie Unruhe, Aufregung, Auseinandersetzung, Tumult oder gar Verrücktheit widerspiegeln. Auf die Wesensart des Menschen bezogen, kann hinter dem *Wirbel* (auch: *Zwirbel* oder *Zwaschpel*) ein lebhaftes Kind oder aber eine wankelmütige Person stecken.

Worb

Unter einem *Worb* versteht man in der deutschen Schweiz weithin den Stiel einer Sense. Dieser kann allerdings je nach Landesgegend recht verschiedene Formen annehmen; so gibt es neben ungezählten anderen Typen das *Berner*, das *Züri*-, das *Aarauer* und das *Ur-*

ner Worb – helvetischer Föderalismus pur! Dass auch dem Berner Dorf Worb die keineswegs selbstverständliche Ehre einer Erwähnung im Wörterbuch widerfährt, hängt mit der im Bernbiet verbreiteten Redensart *Gang s ga Worb oder is Boll* «Komme, was da wolle» zusammen. Die Wendung lässt sich leicht erklären: Im historischen Berner Strassennetz lagen eben beide Siedlungen an der Talstrasse, so dass sich niemand, der hier von Bern aus seines Weges zog, für den einen oder den anderen Weg zu entscheiden brauchte.

Werch

Spätestens beim Durchblättern der insgesamt 64 Druckseiten zum Stichwort *Werch* wird der Leserin, dem Leser rasch klar, dass wir es mit einem universalen Element unseres Wortschatzes zu tun haben. In *Werch*, seinen Zusammensetzungen, Weiterbildungen und Ableitungen spiegelt sich menschliches Tun auf einmalige Weise. Die Liste der Bedeutungen des Wortes ist entsprechend lang. Nicht zu übersehen ist zunächst sein ethisch-religiöser Gehalt etwa in einfachen Wendungen wie *Gueti Werch tue*. Erwartungsgemäss fällt der Bereich der häuslichen und der landwirtschaftlichen Arbeiten markant ins Gewicht: *Wösch isch e strängs Werch; Öise Chnächt chan ali Werch*. *Werch* benennt weiter das Produkt handwerklichen, technischen oder künstlerischen Schaffens. Doch wem ist es geläufig, dass *Werch* auch Zeuge einer alten Handwerkskultur ist, handelt es sich doch dabei um den Hanf, dessen Fasern geschickte Hände seit den ältesten Zeiten zu Tuch zu

spinnen wissen. Eben dieses *Werch* (hochsprachlich: *Werg*) ist gemeint, wenn man auf zürichdeutsch sagt: *Mer händ vil Werch a der Chouchle* (Kunkel) «Wir haben viel Arbeit.»

Als ein singuläres Kompendium menschlicher Regsamkeit im Guten wie im Schlechten stellen sich die unzähligen Zusammensetzungen mit *Werch* dar. Konzentrieren wir uns zunächst auf die positiven Seiten besagter Aktivität, so stechen etwa ins Auge: das *Alpwerch*, die von den Mitgliedern der Alpgenossenschaft gemeinsam zu leistende Unterhaltsarbeit an einer Alp; das *Handwerch* (weithin in der Lautform *Hanterch*, *Hamperch* usw.) als kollektive Benennung der verschiedenen Berufsgruppen oder im Sinne der Ausübung einer beruflichen Tätigkeit zu verstehen; dazu die Redensarten *Vil Hamperch*, *vil Unglück* (Wädenswil) oder *Ds Hanterch hasst denand* (Engi GL). Nicht zu vergessen das *Mannwerch* (*Mannech*, *Mannert*), ein altes Flächenmass, nach altdeutscher Tradition soviel, wie ein Mann an einem Tage mit zwei Ochsen pflügen kann; ausserdem auch: die Arbeit von Männern: «ein Mannenwerckh, darzue die Wyber nit tugentlich (tauglich) sint», Zürich 1609. Das Gegenteil davon ist das *Wiiberwerch*. Nennen wir ferner das *Gmeinwerch*, die Gemeinschaftsarbeit eines Dorfes, einer Korporation; das *Räbwerch*, die Arbeit im Weinberg; und endlich das *Tagwerch*, die alltägliche Tätigkeit, die Fronleistung für die Gemeinde.

Überblickt man die Reihe der *Werch*-Zusammensetzungen etwas genauer, so will einem scheinen, die

Wortbildungen mit negativer Bedeutung seien mindestens so gut vertreten wie die positiven Beispiele. Da stechen vor allem die Benennungen nachlässiger, flüchtiger, ja unbrauchbarer Arbeit besonders hervor in Ausdrücken wie *Blätz-*, *Chinds-*, *Chlütter-*, *Chnorzer-*, *Dräck-*, *Figel-*, *Foppe-*, *Flick-*, *Gänggel-*, *Gauggel-*, *Gvätterli-*, *Hudel-*, *Humpel-*, *Laarifaari-*, *Lueder-*, *Miss-*, *Schluder-*, *Surpel-* und *Stümpelwerch* – Wort für Wort eindrückliche Beweise für den seit alter Zeit hochgehaltenen eidgenössischen Sinn für Qualität, der alles Halbbatzige und Stümperhafte verabscheut. Abschätzigen Bezeichnungen begegnen wir auch in der sakralen Welt: Im Sprachgebrauch der Reformationszeit wurden die traditionellen Heiligenbilder kurzerhand zu Götzenwerk erklärt: «Wart erkent, das man das götzenwerck, alss dafflen, bilder...holtzwerck solt zerhouwen und armen lütten usstheillen, die kein holtz hetten» (Basel 1529). Im reformatorischen Zürich tadelte Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger die eingerissene Veräusserlichung des Gottesdienstes und in dessen Gefolge «daz jüdisch zünslen, aaronisch böggenkleyden, kindischs doggelwerck und närrischs affenspil» (1527). Das disqualifizierende Wort *Zünselwerck* könnte mit Blick auf den Weihrauch- und Kerzengebrauch der katholischen Kirche der Reformator Ulrich Zwingli geprägt haben. Was *Häxewerch* ist, braucht wohl nicht weiter erklärt zu werden. In der anrüchigen Kunst der Hexerei wurde zwischen dem kleinen und dem grossen Hexenwerk unterschieden: «Scharfrichter mussten auch

das grosse und das kleine Hexenwerk verstehen.» (1838) *Er cha s chlii Häxewerch, und s grooss triibt er* (Luzern). Gleichbedeutend wie *Häxewerch* sind die Ausdrücke *Strudelwerch* sowie *Tüüfelswerch*, verhüllend *Tüünerswerch*. Närrisches Treiben findet seinen sprachlichen Niederschlag, besonders zur Fasnachtszeit, im *Naarewerch*, einem Wort, das den ganzen Bereich vom humorvollen bis zum gedankenlos-leichtsinnigen Tun abdeckt. «Nach dem Mittagessen wurde gewöhnlich das Narrenwerk getrieben, das heisst, man tröhlte einander im Stroh herum» (Gotthelf).

Ein wichtiges Zeugnis der schweizerischen Rechtsgeschichte schliesslich ist das *Schälewerch*, ursprünglich ein tragbares, mit Schellen versehenes Schandgerät zur öffentlichen Kennzeichnung von Übeltätern, später zur Bezeichnung eines Gefängnisses oder eines Zuchthauses verschoben. Das Wort hat die penible Institution überdauert. Während man heute dazu neigt, Delinquenten systematisch weg-zusperren, legte man in früheren Zeiten Wert darauf, solche so sichtbar wie möglich der öffentlichen Schande und Demütigung zu überantworten. *I ds Schälewerch choo* «zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden»; *Böös haa* (= chrampfen) *wien e Schälewääärcher* (Bern).

Dass zum Universalwort *Werch* auch eine Reihe von Verben gehört, liegt auf der Hand, allen voran das in vielen Facetten schillernde *werche*, das erwartungsgemäss zunächst «tätig sein, handeln» bedeutet, von da aus sich in mancherlei Richtungen weiter-

entwickelt: «sich anstrengen, etwas bearbeiten, Land bewirtschaften, sich bewegen, anschwellen (vom Euter der Kuh) oder schwinden (vom Holz)». Reizend sind auch hier die sprichwörtlichen Einsichten: *Chind erzüüche ischt au gwerchet* (Elsau ZH), *S Gält werchet am meischte; Wol aagräiset ischt halbe gwerchet*. Rings um das einfache Verb gruppieren sich verschiedene Weiterbildungen, etwa das noch heute gebrauchte, wenn auch schwer übersetzbare *(z)leidwerche*; das an Bedeutungen reiche *verwerche* «verarbeiten, bewältigen, seelisch verwinden, jemanden verprügeln» (!). Vom erwähnten *Schälewerch* abgeleitet ist *schälewerche* «Zuchthausarbeit verrichten»; zu *Ruuchwerch* («grobe Handlangerarbeit») gesellt sich *ruuchwerche* «etwas roh bearbeiten, behauen»; *bollwerche* (von *Bollwerch*) heisst: militärische Schutzbauten errichten; *gmeinwerche* (vom erwähnten *Gmeinwerch*) lässt sich leicht als Gemeindewerk begreifen; *fuerwerche* (Abkömmling von *Fuerwerch*) erfreut sich eines besonders weiten Bedeutungsspektrums: zunächst «das Fuhrwesen betreiben», sodann «hantieren, umgehen mit etwas»: *Er het mit Filz gfuerwerchet*; «Bis anhin hatten sie allerdings mit Lügen und Verleumdungen gefuhrwercket» (Gotthelf); und schliesslich im Sinne von «wirtschaften»: *Die beide hod (sic!) guet gfuerwerchet mitenand* (Thurgau). Ein ausdrucksstarkes Synonym für das hochdeutsche «missglückt, verpfuscht, verworren» ist das Partizip Perfekt unseres Verbs: *verfuerwerchet*: *Das isch e verfuerwercheti Gschicht*.

Werd

Dieses alte Wort ist zwar unserer heutigen Sprache gänzlich abhanden gekommen, doch lebt es immerhin in zahlreichen Orts- und Flurnamen weiter, sei es allein oder in vielen Zusammensetzungen wie Güldi-, Nider-, Ober-, Schönenwerd, Werdhölzli, Werdmättli. Auch in Familiennamen blüht das Wort unverdrossen weiter: Werder, Gwerder, Amgwerd, Werdmüller, von Werdt. Und der Sinn des geheimnisvollen Wortes? Der Ausdruck lässt sich zurückverfolgen bis zu seiner indogermanischen Wurzel **uer*, deren Bedeutung sich mit «wehren, schützen» umschreiben lässt. Fassbar wird der Begriff im Althochdeutschen in der Gestalt von *werid*, was im Mittelhochdeutschen zu *wert* verkürzt erscheint und in diesen frühen Stufen des Deutschen eine Insel oder Halbinsel, unter Umständen ein wasserfreies Land zwischen Sümpfen benannte. *Werid, wert, Werd* war lange Jahrhunderte neben dem Begriff *ouwa, ouwe* (man vergleiche die Inselnamen Reichenau, Ufenau, Schwanau) die dominierende Benennung eines von Wasser umflossenen Geländes, wurde aber seit althochdeutscher Zeit immer mehr durch das dem Latein entstammende Insel (lateinisch *insula*, althochdeutsch *îsila*) verdrängt. Dass diese Verdrängung aus der lebenden Sprache erst zu einer Zeit stattfand, als die Orts- und Geländenamenbildung in der deutschen Schweiz bereits abgeschlossen war, erhellt aus der grossen Dominanz der hiesigen Werd- und dem seltenen Auftreten von historischen Insel-Namen.

Wert und Unwert

Wie die Stichwörter *Werch* und *werche*, so zielen auch Vokabeln wie *werd/wert, wirdig, Wert* und viele Verwandte davon auf einen grundlegenden Aspekt des menschlichen Lebens: auf die Frage nach dem Wert von Handlungen, Denkweisen und Dingen jeglicher Art. Auch auf diesem ideell und materiell gleichermassen wichtigen Gebiet ergeben sich reizvolle Einblicke in die Eigentümlichkeiten unserer Deutschschweizer Mundarten.

Das Eigenschaftswort *werd/wert* unterscheidet sich der Bedeutung nach nicht grundsätzlich vom entsprechenden hochdeutschen Wort, indem es sich sowohl auf den qualitativen als auch auf den quantitativen Wert von etwas bezieht. *Wieviel isch d Bruut wert?* Das ist die Frage, die sich früher beim brauchmässigen *Spanne* bei einer Hochzeit stellte. Der Sinn des Spannens (auch *uufhebe* genannt) bestand darin, einen Hochzeitszug auf der Strasse durch Spannen von Stricken oder mit Stangen aufzuhalten und vom Bräutigam ein «Lösegeld» zu heischen.

Das unscheinbare Wort *werd* ist sehr beliebt in Redensarten: Etwas ist *nid de Huuffe, kän Rappe wert*; es hat aber auch die Kraft, persönliche Zuneigung und Wertschätzung auszudrücken: *Das ischt e werts Meitji* (Visperterminen): «Sie kommt bei den Jungen gut an»; *wert choo* «willkommen sein»; *Si sind nis beed wert choo* (Gsteigwiler) «Sie waren uns willkommen.» Was das genaue Gegenteil eines *werden* (willkommenen) Menschen ist, kann man aus einem zürichdeutschen Spruch erfahren, den

meine Mutter gelegentlich zu zitieren pflegte:

*Am eerschte Taag en wèèrde Gascht,
am zwäite Taag en Überlascht,
am dritte Taag en Uflaat,
wän er nüd häi gaat.*

Das exakte Gegenteil von *werd* ist natürlich *uwerd*: «unbeliebt, nichtsnutzg, unwillkommen». In Schaffhauser Mundart klingt dann das so: *Uwerd wien e Sou im Judehuus*.

Was wir soeben auf der Ebene des Adjektivs *werd* und *uwerd* beobachtet haben, lässt sich auch beim entsprechenden Substantiv *Wert* und *Uwert* verfolgen, wobei letzterem die ganze Skala von Geringschätzung und Abneigung und daneben der Stachel der Mühsal eignet: *Me mues Uwert lieb haa* (Elsau).

In der weitverzweigten Sippe von *werd/Wert* taucht auch das Unikum *Pfänningwert* auf, ursprünglich «Wert eines Pfennigs», ein Wort, das eine erstaunliche Bedeutungskarriere vorzuweisen hat: Der Pfänningwert erweitert sich zunächst zum Begriff «Ware», dehnt sich aus zu «Brot», wird zur «preiswerten Speise», springt über auf «ein Stück Vieh», sinkt ab zum Schimpfwort («A. K. ist als ein unnützes Pfenwert von der Statt Bern verwiesen worden») und benennt häufig den «angemessenen Anteil», die «Portion» in bezug auf Essen, Trinken oder Arbeit. *E Schlückli übers Pfämet* (Schaffhausen) ist ein Schluck zuviel; *I ha mis Pfämet* (Zürich) bedeutet: Ich habe meine Arbeit beendet, oder auch: Ich habe meinen Anteil erhalten.

Nicht übersehen dürfen wir neben der bedeutungsmässigen Souplesse des Wortes auch seine lautliche Wandlungsfähigkeit in den Deutschschweizer Mundarten: Neben dem *Pfäm(m)et* und *Pfämmert* spricht man da und dort auch von *Fämet* und *Pfärmel*. Es wäre sünd und schade, dieses Kuriosum aus unserem täglichen Wortschatz zu verstossen.

werden – ein Herkules unter den Verben

Unserem schweizerdeutschen Verb *wèèrde/wèrde* kommt in der Welt der Tätigkeitswörter eine privilegierte Stellung zu. Verben haben in unserer Sprache ohnehin schon einen bedeutenden Platz, indem sie – wie die neuere Grammatik lehrt – nicht nur Vorgänge, Handlungen und Zustände beschreiben, sondern recht eigentlich das Zentrum bilden, um das sich die übrigen Glieder des Satzes wie die Planeten um die Sonne herumbewegen. Unser Verb *wèèrde* kann aber noch mehr! Im Laufe der Jahrhunderte sind ihm verschiedene wichtige grammatische Aufgaben zugewachsen bzw. aufgebürdet worden. Zunächst ein paar Notizen zu den Leistungen von *wèèrde* als «Normalverb»:

In der älteren deutschschweizerischen Schriftsprache wohnte dem Verb die Bedeutung «eintreten, geschehen, geboren werden» inne: «Nach des abtes tod ward ein krieg» (1335); «Es werde liecht. Und es ward liecht» (Bibelübersetzung 1525); *I de Bèèrge bin i woerde* «In den Bergen bin ich geboren» (Jakob Senn); «Die hochzit ward ze pfingsten» (1335); *Mags ächt*

gwèèrde? «Muss man noch lange warten?»

Ein weiterer Bedeutungszweig zielt auf den Aspekt des Zuteilwerdens und Empfangens: *Was me schüücht, das wird eim* (Luzern); «Ich weiss nitt, ob üch der brieff worden sye oder nitt» (Zürich 1525); *Dem laan i s wèèrde* «Dem werde ichs heimzahlen.»

Vertrauter als die genannten Beispiele sind uns die Verbindungen zwischen *wèèrde* als sogenannter Kopula und einem Haupt- oder Eigenschaftswort, häufig gebraucht zur Kennzeichnung eines Wandels, des In-einen-an-deren-Zustand-Gelangens: *Du wosch mis Froueli wèèrde? - Lueg au, wirdisch jo tropfnass!* (Meinrad Liener). Von hier ist es nicht mehr allzu weit zu einer stark verkürzenden («elliptischen») Ausdrucksweise: *es wèèrde* «ein Amt erlangen»; aber auch: «das Spiel verlieren»: *Häsch bim Jasse ggune? Näi, i bi s woerde* (Bülach).

Im Folgenden werfen wir nun einen Blick auf die Art und Weise, wie das Verb *werden* in der älteren wie in der heutigen Sprache fundamentale grammatische Aufgaben wahrnimmt. Dabei wird *werden* zum flexiblen und unentbehrlichen Hilfsverb:

- Die deutschschweizerische Schriftsprache des 14. - 16. Jahrhunderts kannte einen Gebrauch von *werden*, der das Eintreten einer Handlung oder eines Zustandes signalisierte, indem es mit der Grundform (Infinitiv) eines zweiten Verbs kombiniert wurde: Sy wurdent zesamen vechten «Sie begannen gegeneinander zu kämpfen» (1335). Die nachstehenden Beispiele verdeutlichen

in ihrer Abfolge das einstige Blühen und das allmähliche Absterben der obigen Konstruktion anhand von älteren und jüngeren Bibelübersetzungen:

«Und sy wurdent lüstlen in der wüesten und versuochtend Gott in der eynödy» (Zürich 1525); «Ein schnöder glust kam sy an» (1707); «Sie hegten ein gelüste» (1868); «Sie wurden lüstern» (1931).

- Weit ins Mittelalter zurück lässt sich der Gebrauch von *werden* als Ausdrucksmittel der Zukunft (Futurum) verfolgen; es handelt sich der Form wie wohl auch der Entstehungsweise nach um die gleiche Konstruktion wie im vorangehenden Abschnitt: «Es wirtt in kürz zuo euch kuman meinster Uolrich Gering. Der wirtt euch unterrichtenn vonn allenn sachenn» (1501); bei Jeremias Gotthelf finden wir den schönen Satz: *Es ischt geng wie geng und wird geng eso blibe*. Die werden-Zukunft (wie sie auch genannt wird) ist in der bodenständigen Mundart trotz ihrer starken Präsenz in der Schriftsprache nie wirklich heimisch geworden.
- Eine weitere grammatische Stärke von *werden* als Hilfsverb ist seit Jahrhunderten und bis auf den heutigen Tag seine Fähigkeit, das sogenannte Vorgangspassiv zu bilden: *Es wird mordsvil Gschirr verheit* (Jakob Stutz) «Es wird sehr viel Geschirr zerschlagen.» - «Und was ir ward gegeben, das gab sy ales gentzlich von ir den armen.» (Elisabeth Stagel).
- Das Verb *werden* spielt wie in der

Standardsprache auch eine dominierende Rolle bei der Bildung des Konjunktivs Präteritum (Konjunktiv II). Im hochdeutschen Formensystem stehen nebeneinander: Ich bliebe und (mit Umschreibung durch werden): Ich würde bleiben; er käme und er würde kommen. Diese sogenannte würde-Form erfreut sich sowohl in der älteren Deutschschweizer Schriftsprache wie auch in den heutigen Mundarten grosser Beliebtheit: Wir wurden sehr erschräcken (1672) «Wir würden sehr erschrecken.»; *Wenn alls esoo wääär, den wor s mer au gfalle* (Appenzell).

- werden eignet sich ferner hervorragend zum «Tönen» und «Färben» bestimmter Aussagen im Sinne einer Vermutung, einer Bestätigung, der Ironie, des Tadels und dergleichen: «Von Land und statt wurt man üch tryben (1551) («..wird man euch wohl treiben»); *Mer hend wele hei gaa, es würt um ölfí, zwölfí ummer gsi sii* «Es dürfte um 11 oder 12 Uhr gewesen sein.»; *Wiirsch goppel nüd wele waarte* «Du wirst doch wohl nicht warten wollen.»; *Wird sii* «So wird es wohl sein.»; *Wesch globe «Glaub mir!»*

Nur nebenbei sei auf den grossen Formenreichtum bei der Konjugation des Verbs allein schon bei der würde-Form hingewiesen: Dem einheitlichen standarddeutschen würde(n) stehen je nach Region Varianten wie *wurd*, *wurt*, *wuur*, *woor*, *wüür* gegenüber.

Die Wortfamilie «werfen»

Haben wir vorhin einen Blick auf die 64

Seiten über die Wortfamilie *Werch, werche* getan, so kommen wir nicht umhin, uns hier mit einem weiteren Schwergewicht der Hefte 213 und 214, nämlich der Sippe von *werfen*, auseinanderzusetzen. Auch bei diesem Ausschnitt aus dem nur mit äusserster Anstrengung noch überblickbaren Ackerfeld der schweizerdeutschen Mundarten gelangen wir auf 42 Seiten in den Genuss einer lexikologischen Studie von ungeahnter Dichte und Tiefe.

Zahlreiche schriftliche Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts legen Zeugnis ab vom Werfen im spielerischen oder sportlichen Sinne. Der Luzerner Stadtschreiber und Chronist Renward Cysat (1545 - 1615) berichtet darüber, wie die Zünfter und Handwerker seiner Vaterstadt sich am Aschermittwoch die Zeit mit Zechen vertrieben und «sich und andre besudlen und in Brunnen werfen». *Chugle werffe* mit bleigefüllten Holzkugeln galt in ländlichen Gegenden als beliebtes Mannschaftsspiel. Weitere Spiele waren *Eier werffe* an Ostern, *Spiess werffe* mit Haselstecken; *Stäcke werffe* war ein beliebtes Wurfspiel der Hüterbuben. Um ein regelkonformes *Werfen* eines Gegners handelt es sich beim altschweizerischen Schwingen, dem Kräftemessen Mann gegen Mann. Gegenseitiges BeWerfen mit Schnee scheint bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts so beliebt gewesen zu sein, dass die Behörde es verbieten zu müssen glaubte: «Swer den andern wirft mit schnewe, der git 3 s (Schillinge), als dik so ez geschicht (sooft es vorkommt).

Vom konkreten Sinn des sich körperlich mit Schwung Bewegens aus

sind dem Verb *werfen* auf durchaus nachvollziehbare Weise verschiedene abstraktere Bedeutungen zugeflogen, etwa in Ausdrücken wie «jemand in Kosten und Schaden werfen»; einen «in lümden werfen» (verdächtigen, an schwärzen). Von da ist es nur ein kleiner Schritt zum Hegen negativer Gefühle und Haltungen überhaupt: «Es were iro inn trüwen leid, das ir eeman ein söllichen widerwillen an sy gworf-en»; *Schi heind enandere de Hass gworffe*. Wie immer lohnt es sich, bei so vitalen Verben wie *werffe* ein besonderes Augenmerk auf sprichwörtliche Gebrauchsarten zu haben: etwas *wiit werffe* bedeutet «von sich weisen»; *De Bängel hööch werffe* «hohe Ansprüche stellen»; *über d Achsle werffe* «beiseite schieben, vergessen»; *eine ab der Chanzle werffe* «jemandes Ehe verkünden»; *eim der Büntel / de Hund / der Bese / de Sack vor d Tür werffe* «jemanden/m eine Absage erteilen, eine Abfuhr bereiten».

Bemerkenswert, aber angesichts der Bedeutungsfülle nicht weiter erstaunlich ist die Anzahl der Verben, die von unserem Grundverb aus gebildet sind: *aa-, ab-, abe-, ii-, um-, ume-, uuf-, überwerffe* und viele mehr. Bei manchen von ihnen stossen wir zunächst auf eine konkret-dingliche Bedeutung mit vielen Übergängen ins Redensartliche und Metaphorische.

Angesichts der eben festgestellten Fruchtbarkeit der *werfen*-Sippe sind wir nicht verwundert, auch auf dem Feld der Substantive diverse verwandte Trouvaillen anzutreffen. Da ist der leicht zu erklärende *Werffer*, sodann die *Werffi*, der Ort, wo etwas hingewor-

fen wird; der *Werfflig* ist ein Schlag oder eine Maulschelle. Am weit verbreiteten *Wurff* kommen wir unmöglich vorbei, der eine ganze Reihe Bedeutungen sportlicher, militärischer, finanzieller Art abdeckt und uns auf so verschiedene Gebiete wie das des Kartenspiels und der Tiergeburt verweist. Vom genannten *Wurff* gibt es natürlich zahlreiche Unterarten, von denen wir hier nur den *Besewurff* »Verputz an Aussenmauern», den *Windwurff* «vom Sturm gefälltes Waldholz» – wer denkt da nicht an Lothar (26. Dezember 1999)? – und den *Firwurff*, die uralte Verjüngungsmethode der Oberwalliser Weinbauern in Form eines tiefen Grabens im Rebgelände, erwähnen. Das nächste Stichwort, *Würffel*, gibt aufgrund spätmittelalterlicher Textbelege Kunde von der einstigen, durch behördliche Verbote stark eingeschränkten Faszination und – zugleich – den Schattenseiten des Würfelspiels. Aus den Zitaten zum Thema *Würffel* fällt ein trübes Licht auf den Umstand, dass in den Schweizer Städten des 14. bis 18. Jahrhunderts den durchreisenden Juden «Würfelgaben» im Sinne eines willkürlichen Zolls abgepresst wurden. Jud, gib mir Würfel! lautete gegenüber den Juden die Formel, «um den Grimm der Christen zu stillen» (J. J. Scheuchzer). Nicht unerwähnt bleibe die *Mischtwürffi*, der Ort, wo man seit eh und je den Viehmist zu deponieren pflegt. Im Zürichdeutschen ist die Bedeutung des Wortes teilweise zum Begriff für Unordnung und Durcheinander abgeschwächt.

woorge, wüürge

Zweifellos haftet der Wortsippe von *woorge/wuurge* und *wüürge* das Odium des Mühevollen und Gequälten an, zunächst einmal im rein physiologischen Sinn der im Halse stecken bleibenden Nahrung, des Hinunterschlungens von Speisen. Der Begriff des Würgens und Gewürgtwerdens weckt auf Anhieb unangenehme Vorstellungen, die leicht auch in seelische Bereiche hinüberspielen, etwa im Zusammenhang mit dem Hinunterschlucken von Kummer, Verdruss oder Wut: *I ha mii Erger abegworgt*. Die Vorstellung der zugeschnürten Kehle erscheint noch ausgeprägter in den verschiedenen Präfixbildungen wie *erwoorge* «aus Mangel an Atemluft ersticken»: «O Eidtgnosschaft, ich sorg, ich sorg dass din Glückh nit bald noch erworg am Strickh des Gelts und frömbder Lieb» (Johannes Mahler 1674) – was für ein erstaunlich aktuelles Wort!; *Si säge, d Schulden und Sorge, die mache si schier z verworge* (Ruedertal AG); *ums Verworge* = um jeden Preis. Neben *woorge/wuurge* steht das seltener, praktisch synonyme *woorgle/wuurgle*, von dem aus wir weiter zu *wüürge* übergehen können, dessen kausative Funktion («ersticken machen») zum vorigen *woorge/wuurge* im selben Verhältnis steht wie *hänke* zu *hange*, *stecke* zu *stäche*, *verschrecke* zu *verschräcke* usw. Dieses *wüürge* hat eine starke volkskundliche Komponente, indem das Würgen einer Person am Namens- oder Geburtstag, zum Teil auch am Neujahr, in manchen Gegenden der deutschen Schweiz bis weit ins 20. Jahrhundert zum traditionellen

Brauchtum gehörte: *Gäll, du hesch hüt Geburtstag, chumm, i würg di!* Der «tiefere» Sinn des Würgens lag darin, den seinen Namens- oder Geburtstag Feiernden zu einem Geschenk oder einem Festessen zu nötigen. Die Gabe an den oder vom Jubilar wie auch das Festmahl zu dessen Ehren war die *Würgete*: «Den 28. Januar hab ich ein Würgeten in meinem Haus geben» (Bern 1676).

würke

Das mundartliche *würke* stimmt in weiten Teilen mit dem Sinngehalt des hochdeutschen *wirken* überein, dies sowohl in praktisch-alltäglichem Zusammenhang (*S Greeti het in der Chuchi gwürkt*) als auch in sakralem Umfeld: «Lasset uns Gott betten, dass er seinen heiligen Geist in uns *wirken* mache» (J. Meyer 1702). In diesen religiösen Kontext gehören Wendungen wie *Buoss* *würken*, *Wunder* *würken*: «Wer selig sin will, der *würck* *buoss*» (1549). Der berühmte Walliser Thomas Platter (1499–1582) notiert in seiner spannenden Autobiographie schmunzelnd den katholischen Brauch, am Aschermittwoch den Gläubigen nach der Morgenmesse «ein wenig Eschen» auf die Stirn zu streichen, «welche so viel gewürket, dass sie alsbald von der Thorheit gelassen, witzig (klug) worden unndt in siben Wochen kein Vleisch mehr gessen haben; muess gewisslich ein kretig Pülverlin sein.»

würke hat aber auch seinen Platz im tätigen Leben, etwa in der Metallbearbeitung: «Ein krone, dü (die) meisterlich gewürket si von gold»; ferner auf dem Feld der Textilbearbeitung, spezi-

ell in der Bildweberei und beim Herstellen von Strümpfen, ausserdem im hauswirtschaftlichen Bereich im Zusammenhang des Teigknetens: «Mache einen rechten dicken Teig, würcke ihn wie einen Eyerküchlein-Teig» (Bern 1749). Ein Mann des Handwerks ist auch der Sarwürker oder sarwürchel, welcher *sar* (Rüstungen) herstellt.

Wiiwaarm und Verwandtes

Das Stichwort «warm» weckt ganz im Gegensatz zu *wurge/würge* freundliche und angenehme Assoziationen. Kein Wunder daher, dass die ganze Wortfamilie zur Bildung origineller Vergleiche und humorvoller Ausdrucksweisen neigt. Wieviel Sarkasmus steckt allein schon im Ausdruck *waarm saniere*, das heisst: ein baufälliges Gebäude durch Brandstiftung beseitigen (Synonym: *em Brändli verchauffe*). *Nid warmi Äsche haa* bedeutet: fast nichts verdienen. «Kalt und warm haben» heisst: alles zum Leben Notwendige besitzen. *Das ged mer weder chalt no warm* bedeutet hingegen: Das lässt mich kalt. *Mit warme Händ schänke* meint «noch zu Lebzeiten Gutes tun». Ein alter Abschiedsgruss lautet: *Händ i warm!* oder *Händ i warm* und *bhüet i Gott!* (Meinrad Lienert). Das Adjektiv *warm* hat natürlich auch einen unmittelbaren Bezug zum Wetter: *Jänner nass und warm, dass Gott erbarm; E warme Herbscht git e lenge Winter* (Bellwald 1969). *Chüewarm* ist die frisch von der Kuh gemolkene Milch; im Luzernischen ist *e chüewarms Buuremeitschi* eine lebensfrohe Tochter vom Lande, gewöhnlich mit

dem Nebenbegriff «schön». *I will s aber grad ase chüewarm säge* bedeutet «etwas rundheraus sagen». Von *chüewarm* nicht weit entfernt sind *fuess- und brüewarm*: *See, see, wie redscht ä, Vatter! Me würd nüd mäine, de chèemisch brüewarm us de Chile!* (Ernst Eschmann ZH).

Stark verbreitet ist die Neigung, aus dem Eigenschaftswort ein Hauptwort zu machen: *Waarms* oder *öppis Waarms* zielt auf ein warmes Getränk, eine warme Suppe, eine warme Mahlzeit. *Es Glas Waarme nä* bedeutet «ein Glas warmen Weins (Glühwein) trinken». Unter *Wii-Waarm* versteht man Glühwein oder eine dicke Mehlsuppe mit Zugabe von Wein. *Das Wiiwaarm* gilt als spezielle Diät für Kranke und Wöchnerinnen, nach (en, nach dem Lexikographen Josua Mahler «speyss für die kindtbetteren und lässer» (zu Ader Gelassenen), und wird bei festlichen Anlässen wie Taufe, Hochzeit, Leichengeleit, aber auch an der Fasnacht geschätzt.

Die Verben *waarme* und *wèèrme* gehören eng zusammen und stehen im gleichen Verhältnis wie die oben erwähnten Wortpaare *woorge/wuurge* und *wüürge* sowie die dort angeführten analogen Beispiele. *waarme* redet vom Warmwerden, *wèèrme* vom Warmmachen. Nebst dem konkreten Gebrauch (*D Händ, d Milch wèèrme* kennt *wèèrme* einen solchen auf ökonomischer Ebene im Sinne von: zu Wohlstand gelangen, finanziell profitieren: *Er hed si schöön chönne wèèrme* (dank einer Erbschaft)).

Das Schwesterwort *waarme* mit seinen Präfixbildungen *er-, ver-, vert-*

waarme zählt zu jener besonderen Kategorie schweizerdeutscher Verben, die, von einem Adjektiv (*chalt, schön, root*) ausgehend, das Eintreten in den im Wortkern angedeuteten Zustand kennzeichnen. Es sind dies die sogenannten Inchoativa: *Es hät gwaarmet* «Es ist warm geworden.»; *Bim Schaffe vertwaarmischt* «...wird dir warm». Dieser Inchoativa-Gruppe ist auch eine ausgesprochen psychologische Seite eigen, die sich am besten umschreiben lässt mit «sich einleben, Fuss fassen, vertraut werden, sich begeistern, in Rage geraten». Ein Kapitel in seinem berühmten Buch «Anne Bäbi Jowäger» hat Jeremias Gotthelf überschrieben mit «Wie Meyeli erwarmet», d. h. wie sich die Helden nach ihrem Einzug als *Sünisiwiib* auf dem Hof einlebt.

Wermuet

Der Wermut, von den Pflanzenkundigen *Artemisia absinthium* genannt, erfreut sich seit Menschengedenken grosser Beliebtheit als Gewürz- und Heilpflanze. Aufgrund der lautlichen Nähe des Krautnamens zur Wortgruppe von warm, Wärme wird dem Wermutwein auf volksetymologischer Basis eine «innerlich wärmende Wirkung» zugeschrieben. Im Volksglauben gewährt der Wermut (*Wermuet, Wermet, Werumiete, Wurmuet, Murmuet, Murwed*) Schutz vor dämonischen Erscheinungen: *Nimm e Hämpfeli Wermuet in Sack, dänn cha der nüüt passiere!* In der Volksmedizin hat die Heilpflanze seit alters einen hohen Stellenwert: *Wermuet gueti ischt, aller Chriitrun* (Kräuter) *Mueter ischt* (Lötschental).

Wurm

Nicht nur – wie im vorangehenden Abschnitt – die Pflanzenwelt, auch die Tierwelt ist im Schweizerdeutschen Wörterbuch exemplarisch berücksichtigt: Dem weithin hochmütig verachteten Wurm in seinen verschiedenen Erscheinungsformen vom Oorewurm bis zum Züselwurm sind im Heft wohlgezählte 22 sach- und wortkundliche Seiten, mithin 44 Spalten gewidmet. Die Übersicht am Kopf des Wurm-Artikels zeigt, dass, ausgehend vom Regenwurm, eine Vielzahl von Lebewesen, Schädlingen, Parasiten und Krankheiten unter dem Generalnamen «Wurm» ihr Wesen treibt. Schlangen und schlangenähnliche Tiere, selbst Fabeltiere, können als Wurm gelten, ebenso Insekten und ihre Larven, Maden in Nahrungsmitteln, ja selbst die Seidenraupen. Aber auch Menschen können mit der Benennung «Wurm» gemeint sein, insbesondere schwache und wehrlose Individuen, hilflose Kinder, aber auch intrigante, freche Kerle. In verhüllender Ausdrucksweise kann mit «Wurm» sogar der Teufel anvisiert sein. Angesichts der mannigfachen Bedrohungen, welche die verschiedenen Würmer für unsereins darstellen können, ist es nicht zu verwundern, dass der Mensch schon früh in Abwehrmassnahmen in Form von Beschwörungsformeln, sogenannten Wurmsegen, sein Heil suchte: «Wurm oder Würmlein, gross oder klein...so musst du dich scheiden vom Fleisch, Gebein oder Geblüt...»

Der Wurm in seiner eigentümlichen Existenz ist auch Ausgangspunkt diverser Redensarten: *Würm im Chopf*

haa heisst verdriesslich, schrullig sein, verrückte Ideen haben; *De Wurm im Hirni haa* «betrunken sein» (Twann). Aus dem 16. Jahrhundert ist die Fügung «einem das würmli in die nasen bringen» überliefert, soll heissen: jemanden ärgern. Von den Dutzenden Zusammensetzungen mit «-Wurm» als zweitem Wortglied greifen wir hier lediglich heraus: den *Giitwurm* «Pustel, Mitesser»; den *Holzwurm*, der im Volksglauben weithin als Künster des Todes gilt; den *Lindwurm*, von dem der Chronist Johannes Stumpf 1548 zu berichten weiss: «Es hat auch in etlichen wilden töblern der sonnengebirgen helvetischer landen etwan grausame lintwurm gehebt», und den oben erwähnten *Züsel-* oder *Zündelwurm*, hinter dessen Namen sich der harmlose Leuchtkäfer verbirgt.

Der Wurm existiert aber nicht nur in zig Hauptwörtern, sondern auch in Verben wie *wurme*, *wurmse* und *wurmser*. *Wurme* hat viele Bedeutungen: Pflanzen von Raupen säubern, Würmer sammeln zum Fischen, mit Würmern fischen, wormstichig sein (von Früchten), sich wie ein Wurm im Schmerz winden und krümmen. Das Verb hat aber auch verbreitet eine emotionale Konnotation mit der Bedeutung «beunruhigen, ärgern, umtreiben»: *Es wurmet i mer ine*; *Es tuet mer wurme*; *Das wurmt do inne*. Was haben diese lapidaren Beschreibungen des Gefühlslebens mit dem Wurm zu tun? Die Antwort liegt auf der Hand: Allen diesen Wendungen ist die lebhafte Vorstellung eines beklemmenden Gefühls eigen, das sich im Innern der Seele wie ein Wurm nagend und bohrend

bemerkbar macht. Die Ausdrucksweise vom bohrenden Wurm im Seeleninnern dürfte allerdings kaum auf deutschschweizerischem Terrain gewachsen sein. Der junge Goethe hat die Wendung mehrfach verwendet; vielleicht hat sie dank ihm im ausgehenden 18. Jahrhundert geradezu den Status eines Modewortes erlangt und mag in dessen Triumphzug auch im Schweizerdeutschen heimisch geworden sein. Immerhin verfügen unsere Mundarten auch ohne «Wurmen» über ein ansehnliches Arsenal von Verben, die seelische Betroffenheit und Verletztheit signalisieren, etwa *biigge, bore, figge, fuchse, gnaage, hecke, töie*.

warne

Den Schluss des Heftes 214 bildet das Verb *wa(a)rne*, ein Wort, das bereits althochdeutsch als *warnôn* und *warnê* bezeugt und sämtlichen germanischen Sprachen geläufig ist. Es steht auch im Zusammenhang des modernen deutschen Wortschatzes keineswegs isoliert da, ist es doch eine Weiterbildung des althochdeutschen *warôn* «achten, beachten», so dass die nahe lautliche und sinnmässige Verwandtschaft mit den hochdeutschen Verben *wahren*, *bewahren*, *wahrnehmen* sozusagen mit Händen zu greifen ist. Das in der alten deutschschweizerischen Schriftsprache bezeugte Reflexivum sich *warnen* «sich vorsehen» bewegt sich somit in der Nähe all jener Verben, deren gemeinsamer Nenner das aufmerksame Beobachten und Im-Auge-Behalten ist. Die Entwicklung zur heutigen Hauptbedeutung «auf eine Gefahr hinweisen, drohendes Un-

heil signalisieren» ist damit vorgezeichnet: *Me hät en gwarnet, aber s hät nüüt gnützt.* Nicht überaus verwunderlich, dass *warne* im Land einer hochentwickelten Uhrenindustrie sich auch auf das schnarrende Geräusch des Schlagmechanismus einer Uhr kurz vor dem Schlagen beziehen kann. Beim Zürcher Oberländer Jakob Stutz lesen wir: *I goone au nüd ab em Ofen abe, bis s uf die nüüni gwarnet hät.* Unser *warne* spielt auch in manchen – vorab zürcherischen – Dörfern beim Läuten der Kirchenglocken eine Rolle, indem das Wort das erste oder zweite Vorläuten (eine ganze bzw. eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst) bezeichnet.

* * * * *

Wer je das Glück hat, eines Idiotikon-Hefts oder -bandes ansichtig oder – noch besser! – habhaft zu werden, lasse sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Denn jede Seite dieses Werks öffnet die Augen für die bezaubernde Buntheit und den überwältigenden Reichtum unserer heimischen Dialekte, vermittelt leuchtende kleine Begegnungen mit bedeutenden Geistern unseres Landes und ermöglicht einen singulären Einblick in eine tausendjährige Literatur-, Sprach-, Kultur- und Geistesgeschichte der deutschen Schweiz.

ALFRED EGLI

DANK AN JÜRG BLEIKER

Dargebracht anlässlich einer kleinen Überraschungsfeier der Gruppe Zürich am 11. Mai 2007 in Winterthur

Liebe Jürg,

mir sind hüt zämechoo zum Diich fiire. Drüüedriissg Jaar häsch Du öisi Gruppe Züri presidiert, es Drittelaarhundert, es Mäntschenalter lang. Das isch e böimigi, e groossartig Läischtig! Für die unverwüeschlich Tröji, wo d Du an Taag gläit häsch, wämer Dir hüt ganz hèrzli tanke. Du häsch das Amt mit de gröschte Sälbverständlichkeit, mit vil Witz und Scharm gläbt. Nie hät mer i all dène Jaare en Süufzger über Dini Ufgaab vo Dir vernaar, Du bisch für das Presidium äifach geboore. Zum das verstaa, mue mer nu echli luege, was Du im nüünzhundertvieresibezgi ales i Dis Amt mitpraacht häsch: En jugedliche Schwung und en gwichtige germanischische Rucksack, poorzet vole mit de beschte Sache us der Werchstatt vom Profässer Hotzeköcherle und ggüüfnet dur Dini latinisch Bildig.

A die sääb Ziit vo 1974 chan i mi na guet psine. S hät doo echli Wèèrwäisse ggèè, wèr ächt d Naachfolg vo Dim Vorgänger Werner Morf sel übernèè. Das Wèèrwäisse hät aber nüd lang tuuret, wil dänn glii klaar woorden isch, das Du d Kompetäanz, de nöötig Humoor und de rächt Mumm häsch für dèè Poschte. Da isch ekäss Evaluazionsverfaare nöötig gsii. Mir händ al gmèrkt,